

<71> AUGUST WILHELM SCHLEGELS UNTERSCHIEDUNG DES “SYNTHETISCHEN” UND DES “ANALYTISCHEN” SPRACHBAUS: PIONIERLEISTUNG DER SPRACHTYPOLOGIE ODER SPRACHPHILOSOPHISCH-LITERATURKRITISCHE REMINISZENZ?

JOCHEN A. BÄR
Universität Heidelberg

Für Donatella Di Cesare

1. *Vorbemerkungen*

Die Unterscheidung zwischen synthetischem und analytischem Sprachbau gehört heute zu den sprachtypologischen Gemeinplätzen; ebenso gehört dazu die Überzeugung, dass diese Unterscheidung auf Adam Smith (1723–1790) und August Wilhelm Schlegel (1767–1845) zurückzuführen sei (vgl. z. B. Roelcke 1997: 26). Mit der zuletzt genannten Meinung – der Inanspruchnahme Schlegels für die Tradition der bewußten Unterscheidung – beschäftigt sich der vorliegende Beitrag.

Daß die Unterscheidung für die Zwecke der Sprachtypologie nicht eben die glücklichste ist, hat bereits Wilhelm von Humboldt gesehen. Er kritisiert sie aus zwei Gründen:

- a. “Der Name der synthetischen [Sprachen] soll [...] bezeichnen, dass die Synthese die einzelnen Theile in Eins verschmelzt, aber jede Synthese setzt immer ein zu verbindendes Mehreres voraus, und wo ist dies, wenn z. B. aus *binden* ich *band* wird?” (Humboldt 1827–29: 260)¹
- b. “Die Zusammenschmelzung in Eins lässt sich [...] nur gradweise unterscheiden. Man kann nicht sagen, dass sie da sey, oder fehle, sie ist in gewissem Verstande immer vorhanden, nur mehr oder weniger innig. [...] Darum aber halte ich abscheidende Namen für nachtheilig, und <72> habe mich [...] bei der Absonderung der formloseren von den fester organischen nur solcher Umschreibungen bedient, welche sowohl den Unterschied, als den Uebergang der trennenden Gränzen in einander angeben.” (Ebda.)

Der Vorwurf der terminologischen Problematik ist ernst zu nehmen. Er führt – will man nicht den Pauschalverdacht der älteren Forschung aufgreifen, die A. W. Schlegels originäre Denkleistung nicht allzu hoch zu schätzen pflegte (vgl. Bär 1999:100) – zu der Frage, was der Autor mit seiner Unterscheidung tatsächlich beabsichtigt hat. Sie soll im folgenden am Schlegelschen Originaltext überprüft werden.

2. *Die Termini “synthetische” und “analytische Sprache” bei A. W. Schlegel*

Schlegel führt die Termini *synthetisch* und *analytisch* in einem ganz bestimmten Kontext ein: in seinem Aufsatz *Observations sur la Langue et la Littérature Provençales* (1818). Die Sprachen der Welt lassen sich seiner Ansicht nach in drei Klassen einteilen: “les langues sans aucune structure grammaticale, les langues qui emploient des affixes, et les langues à inflexions” (A. W. Schlegel 1818: 58–59). Erstere weisen keine Deklination, Konjugation oder Derivation auf; ihre Syntax besteht lediglich aus einer Aneinanderreihung unveränderlicher Einzelwörter (“toute la syntaxe consiste à placer les éléments inflexibles du langage les uns à côté des autres”; ebda., S. 159). Die affigierenden Sprachen zeichnen sich dadurch aus, daß in ihnen selbständig bedeutungstragende lexikalische Einheiten (“pris isolément, ils renferment encore un sens complet”) die Funktion übernehmen können, Nebenbegriffe und Beziehungen zum Ausdruck zu bringen (“exprimer les idées accessoires et les rapports”), indem sie an andere Wörter angehängt werden (“en s’attachant à d’autres mots”), die sie inhaltlich modifizieren (ebda.). Die flektierenden Sprachen schließlich verwenden Silben, die für sich genommen durchaus keine Bedeutung haben (“syllabes qui, considérées séparément, n’ont point de signification”), die aber den Sinn der Wurzelsilbe, an die sie angefügt werden, modifizieren und jeweils genau bestimmen (“qui déterminent avec précision le sens du mot auquel elles sont jointes”); dadurch kann mit einem einzigen Wort ein – oftmals schon sehr komplexer – Hauptbegriff (“idée

* Der Autor dankt Andreas Gardt (Kassel) und zwei anonymen Gutachtern der *HL* für ihre Kritik an einer früheren Fassung dieses Artikels, die zu einer gründlichen Revision geführt hat. Die hier vorgelegte Fassung verantwortet gleichwohl der Autor allein.

¹ Hervorhebungen im Original; ebenso – wenn nicht anders angegeben – im folgenden.

principale”) mit seinem gesamten Gefolge (“cortège”) von Nebenbegriffen (“idées accessoires”) und veränderlichen Beziehungen (“relations variables”) zum Ausdruck gebracht werden (ebda., S. 160).

<73> Die flektierenden Sprachen nun unterteilen sich in zwei Gattungen (“se subdivisent en deux genres”), nämlich die synthetischen und die analytischen Sprachen (ebda.). Die analytischen sind diejenigen, die zur Flexion Artikel, Pronomina, Hilfsverben, Adverbien usw. verwenden, d. h. die verschiedenen grammatischen Funktionen getrennt voneinander zum Ausdruck bringen, wohingegen die synthetischen diese Aspekte in einem und demselben Wort vereinigen.

Im Unterschied zu den affigierenden Sprachen, die von alters her für sich selbst bestehen können – als Beispiele werden Eingeborenen Sprachen Amerikas und das Baskische genannt (ebda., S. 213–214) –, sind die analytischen Sprachen laut Schlegel jünger: moderne Schöpfungen (“de création moderne”), wie er sagt; sie entstammen der Auflösung synthetischer Sprachen (“sont nées de la décomposition des langues synthétiques”; ebda, S. 161). Standardbeispiel sind für ihn im Kontext seiner Untersuchung über das Provenzalische natürlich die romanischen Sprachen.

Interessant ist die Motivation der Termini *synthetisch* und *analytisch* sowie ihre Korrespondenz mit dem Terminus-Paar *antik/modern*. Es geht Schlegel weniger (wie Humboldt mit seiner Frage, wo beim Ablaut eine Synthese stattfindet, unterstellt) um ausdrucksseitige Einheiten, also Morpheme, die in einem Wort zusammengesetzt (synthetisiert) werden, bzw. Lexeme, in die ein grammatischer Komplex aufgespalten (analysiert) ist; vielmehr geht es ihm um das dahinterstehende Denken. Die synthetischen Sprachen vereinigen verschiedene *gedankliche Aspekte* in einem Wort, während die analytischen sie auf verschiedene Wörter verteilen.

Diese Unterscheidung ist konzeptionshistorisch keineswegs neu. In der Tat ist sie nichts weiter als eine Anknüpfung an die Wortstellungsdiskussion des 18. Jahrhunderts, die, ausgehend von der Theorie der Port-Royal-Grammatiker vom *ordre naturel*, hauptsächlich in Frankreich, aber auch in Deutschland – beispielsweise in J. G. Hamanns (1730–1788) *Vermischten Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache* (1762) – geführt wurde. Monreal-Wickert (1977:58-73) hat den Zusammenhang der Schlegel’schen Klassifikation mit Theoremen des französischen Enzyklopädisten Nicolas Beauzée plausibel gemacht. Dieser hatte in seinen *Encyclopédie*-Artikeln die Ansicht vertreten, daß diejenige Sprache die natürlichste (und damit auch die verständlichste) sei, die in ihrer Satzstellung der natürlichen Ordnung der Gedanken folge: “la parole doit être l’image de l’analyse de la pensée; [...] mais si vous peignez d’abord le second et ensuite le premier, il <74> est palpable que vous renversez la nature” (Beauzée, *Encyclopédie* VIII:853a, s. v. *Inversion*). Insofern sie der “analyse de la pensée” folgt, heißt diese Ordnung auch “ordre analytique” (Beauzée, *Encyclopédie* IX: 257b, s. v. *Langue*; vgl. Monreal-Wickert 1977: 99 mit weiteren Literaturhinweisen).

Solche Vorstellungen nun greift Schlegel mit seiner Unterscheidung der analytischen und synthetischen Sprachen auf – allerdings mit einer inhaltlichen Neufassung des Wortes *analytique*² und mit umgekehrten Vorzeichen, was die Bewertung angeht. Für ihn ist es nicht, wie für Beauzée, eine abzulehnende Verkehrung der Natur, wenn die Wortstellung die Abfolge der Gedanken nicht eins zu eins wiedergibt, sondern vielmehr eine begrüßenswerte Freiheit. Derjenigen Sprache, die eine solche freie Wortstellung erlaubt, indem sie mehrere Vorstellungen in einem und demselben Wort zusammenzieht und dabei mit morphologischen Mitteln (eben den Flexionssilben) gleichwohl die Bedürfnisse der Logik befriedigt, gibt Schlegel daher eindeutig den Vorzug:

Un brillant avantage des langues anciennes, c’est la grande liberté dont elles jouissaient dans l’arrangement des mots. La logique était satisfaite, la clarté assurée par des inflexions sonores et accentées: ainsi, en variant les phrases à l’infini, en entrelaçant les mots avec un goût exquis, le prosateur éloquent, le poète inspiré, pouvaient s’adresser à l’imagination et à la sensibilité avec un charme toujours nouveau. Les langues modernes, au contraire, sont sévèrement assujetties à la marche logique, parce qu’ayant perdu une grande partie des inflexions, elles doivent indiquer les rapports des idées par la place même que les mots occupent dans la phrase. Ainsi une infinité d’inversions, familières aux langues anciennes, sont devenues absolument impossibles. (A. W. Schlegel 1818: 167–168.)

Was hier anklingt, ist nichts weiter, als eine vom Gebiet der Literatur auf das Gebiet der Sprache(n) übertragenen *Querelle des anciens et des modernes*. Während Beauzée und andere französische Sprachtheoretiker den modernen <75> Sprachen (insbesondere ihrer eigenen) den Vorzug vor den älteren gegeben hatten (vgl. Monreal-Wickert 1977: 99), widerspricht Schlegel dieser Auffassung – eine Haltung, die weniger als Klassizismus des unverbesserlichen Altphilologen zu deuten, vielmehr vor dem Hintergrund (früh)romantischer Rationalismus-Kritik zu sehen ist.

² Beauzée unterscheidet eine bessere und eine schlechtere Möglichkeit, einen gedanklichen Inhalt mit syntaktischen Mitteln sprachlich zu fassen und zum Ausdruck zu bringen; er versteht *analytique* im Sinne von ‘im Satzbau die gegliederte Abfolge der Gedanken eins zu eins abbildend’. Schlegel hingegen unterscheidet zwei grundsätzlich verschiedene Möglichkeiten, einen komplexen Gedanken auszudrücken (eine mit morphologischen und eine mit syntaktischen Mitteln); bei ihm kann die Bedeutung von *analytique* so angegeben werden: ‘eine gedankliche Gegliedertheit dadurch absolut setzend, daß die verschiedenen Aspekte jeweils in einer eigenständigen ausdrucksseitigen Einheit gefaßt werden’.

3. Hintergründe: die frühromantische Konzeption von Antike und Moderne

Die frühesten deutschen Anregungen und Ansätze zu einer vergleichenden Sprachwissenschaft im Sinne des 19. Jahrhunderts stammen von den Brüdern Schlegel. Bekannt ist Friedrich Schlegels (1772–1829) Buch *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier* (1808). Zum erstenmal ist der Terminus *vergleichende Grammatik* im frühromantischen Diskurs allerdings bei A. W. Schlegel nachzuweisen: Im Zusammenhang mit der Forderung, eine Sprache nicht nur hinsichtlich bestimmter struktureller Gemeinsamkeiten mit anderen Sprachen, sondern zugleich in ihrer historischen Dimension, in ihren konkreten Spezifika zu erfassen, entwirft er den Gedanken einer „*vergleichende[n] Grammatik*, eine[r] Zusammenstellung der Sprachen nach ihren gemeinschaftlichen und unterscheidenden Zügen“ (A. W. Schlegel 1803:203). 1818 führt er dann die wirkungsmächtige Unterscheidung zwischen synthetischen und analytischen Sprachen ein.

Freilich war der Gedanke eines Sprachenvergleichs auf morphologischer und lexikalischer Ebene bereits dem 18. Jahrhundert vertraut; bei Antoine Court de Gébelin (1725–1784) ist schon 1776 von *grammaire comparative* die Rede (vgl. Romaschko 1991: 315, Anm. 11). Auch eine Zurückführung der bei Schlegel entworfenen Sprachtypologie auf Adam Smith (Coseriu 1970) und die französischen Enzyklopädisten (Monreal-Wickert 1977:58-73) ist in der Forschung längst erfolgt. Hier soll daher weniger die Tradition behandelt werden, in der Schlegel steht, vielmehr der Stellenwert seiner Aussagen im Kontext seiner eigenen Theorie.

Schlegel kommt zur Sprachtypologie auf dem Weg über die Literaturkritik und -geschichte (nicht von ungefähr findet sich die Unterscheidung von synthetischen und analytischen Sprachen gerade in einem Essay über provenzalische *Literatur*). Eine tragende Rolle spielt hier die hauptsächlich von Schlegels Bruder Friedrich entwickelte, von ihm selbst jedoch ebenso nachdrücklich vertretene Unterteilung der Literatur-, überhaupt der Kulturgeschichte in zwei Epochen, nämlich eine ‘antike’ oder ‘klassische’ und eine (vom <76> Mittelalter an datierte) ‘moderne’ oder ‘romantische’; eine noch nicht angebrochene dritte Epoche, als deren Verkündiger sich die Frühromantiker verstehen, ist als die zu vollziehende Verschmelzung (Synthese) von Antike und Moderne gedacht (vgl. Bär 1999: 34-42, 285-289).

Die Philologie (verstanden im alten Sinne als Einheit von Sprach- und Literaturwissenschaft) spielt im Rahmen dieses teleologischen Geschichtsbildes die wesentliche, nämlich die Vermittlerrolle. Die Frühromantiker schreiben ihr hinsichtlich der Sprache poetische, bildnerische Funktion zu (vgl. Bär 1999:236-239, 257-275) und sehen damit in ihr zugleich ein Mittel für die “Ausbildung des Menschen als Menschen” (F. Schlegel 1805/06: 186). Denn die Sprache ist nichts anderes als “das große, nie vollendete Gedicht, worin die menschliche Natur sich selbst darstellt” (A. W. Schlegel 1795/96: 104), und die intime Kenntnis der Grammatik ebenso wie der Literatur ist “ein unerläßliches Erforderniß für jeden, der eine höhere Bildung sich zum Ziele [...] gesetzt hat” (F. Schlegel 1805/06: 186).

Die philologische Beschäftigung mit der Antike ist die Beschäftigung mit einem Vorbild, dem das Eigene, das Moderne nachzugestalten ist: “Klassisch zu leben, und das Altertum praktisch in sich zu realisieren, ist der Gipfel und das Ziel der Philologie”, erklärt F. Schlegel an vielbeachteter Stelle (1798: 188). Man solle, “um die moderne[n] Sprach[en] antik zu bilden, sich selbst das Klassische *praktisch* zueignen in Saft und Blut, und die größere Verbreitung desselben befördern”, d. h. die antiken Texte nicht nur studieren, sondern auch übersetzen (F. Schlegel 1797b:67); diese Tätigkeit gehört „ganz zur $\varphi\lambda$ [Philologie]” und ist eine “durchaus $\varphi\lambda$ [philologische] Kunst” (ebda., S. 64).

Freilich geht es nicht um eine bloße Wiederbelebung der Antike, sondern um die Möglichkeit, über unterschiedliche Manifestationen und Ausdrucksweisen des menschlichen Geistes zu verfügen und sich ihrer gleichsam wie verschiedener Register bedienen zu können: “Ein recht freier und gebildeter Mensch müßte sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen können, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit, und in jedem Grade” (F. Schlegel 1797a: 154).³ Entsprechendes <77> gilt für die Übersetzung als Bestandteil der Philologie: “Um aus

³ Ernst Behler hat gezeigt, daß die von Friedrich Schlegel angestrebte Restitution der Antike keineswegs eine Abwendung von der Moderne beinhaltet, und auch bereits auf Friedrichs Bedeutung für seinen Bruder hingewiesen: “Im Unterschied zu Schillers Idee eines unendlichen <77> Fortschreitens auf das Ideal hin bleibt bei Schlegel die Antike als Vorbild präsent im Sinne der ‘ewig anwesenden Schönheit’ [...]. Antike und Moderne treten damit in einen dialektischen Spannungsbezug, den es in der französischen, englischen und bisherigen deutschen Behandlung des *querelle*-Themas nicht gegeben hatte. Die Moderne scheidet sich hier nicht von der klassischen Antike ab, sondern setzt sich – in Fichtescher Terminologie – in die lebendigste ‘Wechselwirkung’ mit ihr. Schlechte Modernität, so könnte man es formulieren, besteht im bloßen Abscheiden, im bloßen Fortschreiten, in der ständigen Steigerung des Interessanten und Pikanten. Genuine Modernität befindet sich in einem ebenbürtigen Verhältnis zur Klassik und manifestiert sich in einem Wettstreit mit ihr. Das wahre Griechenland rückt vom Anfang der europäischen Literaturgeschichte an deren unerreichbares Ende. Paradox ausgedrückt ließe sich sagen [...], daß Schlegel nicht

den Alten ins Moderne vollkommen übersetzen zu können, müßte der Übersetzer desselben so mächtig seyn, daß er allenfalls alles Moderne machen könnte; zugleich aber das Antike so verstehn, daß ers nicht bloß nachmachen, sondern allenfalls wiederschaffen könnte" (F. Schlegel 1798: 239).

Aufgabe des Philologen ist also die produktive Vermittlung der Antike und der Moderne bzw. (da es hier weniger um zwei Zeitabschnitte als um zwei einander entgegengesetzte kognitive Prinzipien geht) dessen, wofür die beiden Epochen stehen: Einheitlichkeit und Divergenz. Die moderne Poesie läßt den Leser unbefriedigt. "Befriedigung findet sich nur in dem vollständigen Genuß, wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinste Unruhe aufgelös't wird; wo alle Sehnsucht schweigt. Dies ist es, was der Poesie unsres Zeitalters fehlt!" (F. Schlegel: 1795/97: 217). Sie kann zwar mit einer "Fülle einzelner trefflicher Schönheiten" aufwarten, aber es fehlen ihr "Übereinstimmung und Vollendung" sowie "die Ruhe und Befriedigung, welche nur aus diesen entspringen können", kurz: "eine vollständige Schönheit, die ganz und beharrlich wäre" (ebda.).

Die Unabgeschlossenheit und Unvollkommenheit der modernen Poesie ist nicht unabhängig vom modernen Publikum zu sehen. Dieses, "auch das feinere", ist "völlig gleichgültig gegen alle Form, und nur voll unersättlichen Durstes nach *Stoff*" und verlangt vom literarischen Werk keine "Übereinstimmung der einzelnen Wirkungen zu einem vollendeten Ganzen", sondern lediglich "interessante Individualität" (ebda., S. 222). Spezifika der modernen Poesie sind ein "Mangel der Allgemeingültigkeit" der ihr zugrundeliegenden ästhetischen Gesetze, daraus resultierend eine "Herrschaft des Manierierten, <78> Charakteristischen und Individuellen" sowie eine "durchgängige Richtung [...] aufs Interessante" (ebda., S. 252), d. h. auf "subjektive ästhetische Kraft" (F. Schlegel 1797c: 208).

Derartige Aussagen sind allerdings nicht als Abwertung der modernen Poesie aufzufassen. Die Aufforderung des Autors, den Aufsatz *Über das Studium der griechischen Poesie* nicht als sein "Endurteil über die moderne Poesie [zu] mißdeuten" (ebda., S. 207), ist keine nachgereichte, als Schadensbegrenzung gedachte *captatio benevolentiae*, die Friedrich Schlegel für nötig gehalten hätte, nachdem er kurz vor Drucklegung des Studiumsaufsatzes Schillers Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* mit ihrem Postulat einer Gleichwertigkeit beider Dichtarten zu lesen bekommen hatte. Zwar leugnet er (in einem Brief an A. W. Schlegel vom 15. 1. 1796) selbst nicht, daß Schiller ihm "wirklich Aufschlüsse gegeben" habe (F. Schlegel 1958– XXIII, S. 271), aber er bezieht diese Aussage auf konkrete Aspekte des Verhältnisses von antiker und moderner Poesie, nicht darauf, daß Schiller ihm die moderne Poesie erst nahegebracht habe.

Tatsächlich enthält der Studiumsaufsatz, der bereits vor Schlegels Schiller-Lektüre abgeschlossen war und vor der Drucklegung nicht mehr verändert wurde, bereits den Ansatz zu seiner positiven Bewertung der modernen Poesie, die er einige Zeit später die *romantische* nennt und bekanntlich als eine unendlich perfektibile, ständig im Werden begriffene *progressive Universalpoesie* (F. Schlegel 1798: 185) faßt: "Die erhabne Bestimmung der modernen Poesie ist [...] nichts geringeres als das höchste Ziel jeder möglichen Poesie, das Größte was von der Kunst gefordert werden, und wonach sie streben", was aber als das "unbedingt *Höchste*" zugleich "nie ganz erreicht werden" kann (F. Schlegel 1795/97: 255).

Diese "erhabne Bestimmung" hängt eng mit der Charakterisierung der modernen Poesie als *interessant* zusammen. Interessant, der Aufmerksamkeit und des Nachstrebens wert, ist nach Schlegels Auffassung "jedes originelle Individuum, welches ein größeres Quantum von intellektuellem Gehalt oder ästhetischer Energie enthält [...] als das empfangende Individuum bereits besitzt" (ebda., S. 252–253), das also als Vorbild für eine partielle Vervollkommnung dieses empfangenden Individuums, des Rezipienten dienen kann. Partiiell deshalb, weil der Mensch eben *unendlich* perfektibel ist, seine Vervollkommnung daher immer noch vergrößert werden kann und nie völlig zum Ziel gelangt: "Da alle Größen ins Unendliche vermehrt werden können, so ist klar, warum auf diesem Wege nie eine vollständige <79> Befriedigung erreicht werden kann; warum es kein *höchstes Interessantes* gibt" (ebda., S. 253). Ebenso ist klar, warum der Charakter der modernen Poesie Unabgeschlossenheit, Progressivität ist. Gerade diese Progressivität aber, das ins Unendliche hin unbefriedigte Streben, bringt es mit sich, daß die moderne Poesie auf ein konkretes Ziel hinarbeitet, durch dessen Erreichung sie zwar nicht der Befriedigungslosigkeit überhaupt enthoben wäre, aber doch in einem bestimmten Punkt Befriedigung fände. Dieses Ziel ist das *Schöne*. Es allein kann das "in der menschlichen Natur gegründete Verlangen nach vollständiger Befriedigung" (ebd.) in einer bestimmten Hinsicht stillen, da es als der "allgemeingültige Gegenstand eines uninteressierten Wohlgefallens" definiert wird, das "von dem Zwange des Bedürfnisses gleich unabhängig, frei und dennoch notwendig, ganz zwecklos und dennoch unbedingt zweckmäßig" ist (ebda.).

Zwar kann im Schönen die angestrebte Vollkommenheit nicht absolut, sondern immer nur relativ erreicht werden, und die moderne Poesie würde daher ihrer Progressivität prinzipiell durch eine Hinwendung zum Schö-

auf einer Seite der *querelle des anciens et des modernes* focht, sondern auf beiden. August Wilhelm Schlegel folgte diesen geschichtsphilosophischen Ansichten seines Bruders" (Behler 1986: 169).

nen nicht enthoben; indessen ist gleichwohl eben diese Hinwendung für die moderne Poesie ein notwendiger Schritt auf dem Weg der angestrebten Vervollkommnung. Ein Schritt, den sie allerdings nicht aus eigener Kraft vollziehen kann. Da sie *interessant* ist, kann sie per definitionem nicht *schön* sein: Gemäß kantischer Tradition ist das Schöne gerade dadurch bestimmt, daß “das Wohlgefallen an demselben *uninteressiert* sei” (F. Schlegel 1797c: 213). Das Schöne kann daher in der modernen Poesie nur durch diskontinuierliche Entwicklung, durch einen plötzlichen “*Sprung*” (1795/97: 255) erreicht werden; es kann nicht aus ihr selbst kommen, sondern sie bedarf eines Vorbildes, nach dem sie sich richten und dem sie sich nachbilden kann. Dieses Vorbild nun sind die “Werke des goldenen Zeitalters der Griechischen Kunst” (ebda., S. 287): Sie stellen das “vollständige Beispiel der unerreichbaren Idee, [...] *das Urbild der Kunst und des Geschmacks*” dar (ebda., S. 288).

Damit wird die Hinwendung der modernen Literatur zum Schönen zu einer Rückwendung auf die Antike. Hervorzuheben ist jedoch erneut, daß es Schlegel nicht um eine bloße Wiederholung der klassisch-antiken Kunst geht (vgl. Anm. 3): Eine solche würde lediglich das Beharren auf einem relativ-höchsten Standpunkt ermöglichen und widerspräche dem progressiven Charakter der modernen Poesie. Die scheinbar schrankenlose Vorliebe des Studiumsaufsatzes für die klassisch-antike Literatur und die damit verbundene Kritik <80> der modernen Dichtung ist nur ein erster Schritt, bei dem der Autor nicht stehenbleibt. Es geht ihm nicht um eine Abwertung der modernen Poesie im Gegensatz zur antiken, sondern vielmehr um den Aufweis der exemplarischen Qualität antiker Texte, die sie geeignet macht, die moderne Literatur nach ihnen zu bilden.

Im Zusammenhang dieser Bildung ist der Literarhistoriker gefordert, der Experte für alte Poesie, der nicht nur einzelne klassische Werke besser als seine Zeitgenossen kennt und diese Kenntnis exemplarisch zur Verfügung stellen kann, sondern der zugleich die klassische Literatur, Kunst und Bildung insgesamt überblickt: Sie ist “ein Ganzes, in welchem es unmöglich ist, einen einzelnen Teil stückweise vollkommen richtig zu erkennen” (F. Schlegel 1797c: 206). Nur derjenige, der die Antike so gut kennt, daß er sie “allenfalls wiederschaffen” könnte (F. Schlegel 1798, 239), ist daher imstande, die Moderne nach ihr zu bilden. Eine “vollendete Geschichte der Griechischen Poesie” würde daher nicht “dem Gelehrten allein Gewinn bringen”, sondern erscheint zugleich als “*wesentliche Bedingung der Vervollkommnung*” modernen Geschmacks und moderner Kunst (F. Schlegel 1797c: 206).

4. Die Begriffe des Synthetischen und Analytischen in A. W. Schlegels Sprachtheorie

Analog zu Friedrich Schlegels Programm der Vereinigung klassischer und moderner Literatur, die gewissermaßen in einer “Reklassifizierung” der letzteren besteht, findet sich bei A. W. Schlegel das Programm einer “Repoetisierung” der Sprache (vgl. die ausführliche Darstellung bei Bär 1999:100-142), das eine Grundkonstante seines Denkens darstellt und auch noch seine späten Arbeiten beeinflusst. Kurz umrissen ist der Gedanke dieser: Jede Sprache ist erstens ursprünglich poetisch. Sie wird zweitens prosaisch, d. h., sie verliert ihre Poetizität (wenngleich nie völlig) im Zuge ihrer Ausbildung zu Verstandeszwecken. Das heißt drittens jedoch nicht, daß sie nicht wieder poetisch werden könne und solle; genau dies ist Schlegels Anliegen. Er will freilich nicht den Ausgangszustand als solchen wiederherstellen, sondern – analog zur projektierten Verschmelzung von antiker und moderner Literatur – der Sprache durch eine Synthesis von ursprünglicher Poetizität und Prosa eine neue Qualität geben.⁴

<81> Unter der ursprünglichen Poetizität der Sprache versteht Schlegel, daß zu Beginn der Geschichte des menschlichen Bewußtseins alle Vermögen des Menschen – Sinnlichkeit, Phantasie, Verstand usw. – in harmonischer Übereinstimmung gewirkt haben. Die Sprache entsteht aus diesem Zusammenwirken; sie ist damit weder ein Produkt der bloßen Sinnlichkeit noch des reinen Geistes, und sie nimmt daher ursprünglich eine Mittelstellung zwischen der Ausdrucksform der ersteren (dem Schrei) und der des letzteren (dem klar artikulierten Sprechen) ein. Die älteste Sprache ist nach A. W. Schlegel (1798/99: 8) “gesangähnlich”, worunter er “die Synthesis, die Combination” von Schrei und artikulierter Rede versteht (A. W. Schlegel 1801/02: 374). – Es zeigt sich, daß Schlegel hier unter *Synthesis* und auch unter *Combination* nicht, wie das Wort sagen zu wollen scheint, eine Zusammensetzung oder -fügung zweier getrennter Komponenten versteht, sondern vielmehr eine anfängliche Einheit, die einer Spaltung oder Teilung vorgängig, logisch vor- oder übergeordnet ist, in der aber die später aus ihr hervorgehenden einzelnen Teile oder Aspekte bereits angelegt sind. Diese Wortverwendung läßt sich in der Frühromantik allgemein nachweisen, so z. B. bei Schelling, in dessen Philosophie der absoluten Identität sich unter anderem Sätze wie dieser finden: “Die Analysis [...] setzt die Synthesis [...] voraus” (Schelling 1800: 360). A. W. Schlegel seinerseits spricht geradezu von der “ursprünglichen Synthese” (1803/04:4), eine Fügung, die nur dann sinnvoll ist, wenn unter Synthese nichts Sekundäres, sondern etwas Primäres verstanden wird. (In der Tat

⁴ Das Anliegen ist am angemessensten vielleicht als “rückwärtig orientierte Progression” zu fassen (vgl. Bär 1999: 49 u. ö.; vgl. auch Anm. 3.)

finden sich allerdings bei den Frühromantikern beide Bedeutungen; das Wort ist polysem, so wie viele Ausdrücke im Rahmen des frühromantischen Diskurses – vgl. Bär 1999: 343–350.)

In der Sprache führt die ursprüngliche Synthesis zu einer Mittelstellung zwischen Sinnlichkeit und Geist, und eben dadurch zur Poetizität. Die Poiesis, als die sie sich darstellt, ist eine “freye, schaffende Wirksamkeit der Fantasie” (A. W. Schlegel 1801/02: 186), durch welche der Mensch die Realität, die er mittels seiner sinnlichen Wahrnehmungsvermögen erkennt, im Erkenntnisakt umbildet und sich dadurch aneignet: “Der erste Mensch bildete nicht die Gegenstände passiv nach, er artikulierte sie (gliedbildete sie), vermenschlichte sie (und verähnlichte sie sich) und unterwarf sie sich so seiner Vorstellung, bildete sie daher um. Poesie ist eine bildende Darstellung der innern Empfindungen und der äußern Gegenstände vermittels der Sprache” (A. W. Schlegel 1798/99: 7).

Das harmonische Zusammenwirken der menschlichen Seelenkräfte, aus <82> dem Schlegel (1801/02: 388) zufolge nicht nur die Sprache, sondern auch die Mythologie hervorgeht, findet sein Ende in dem Augenblick, in dem eine dieser Kräfte – für Schlegel der Verstand – die Vormacht im Ensemble anstrebt und tatsächlich gewinnt. Dabei handelt es sich nach Auffassung des Autors um eine notwendige Entwicklung im Rahmen der menschlichen Geistesgeschichte, und die Auswirkungen, die diese Entwicklung auf die der Sprache hat, sind daher gleichfalls unumgänglich: Sie wird “prosaisch”, indem sich “der Verstand der Zeichen bemächtigt, welche die Einbildungskraft ursprünglich geschaffen hat” (ebda., S. 403). Die Symbolik, “jener allgemeine Schematismus der Fantasie, muß den strengeren aber toden Bestimmungen des Verstandes weichen” (ebda., S. 404), dessen Zweckgebundenheit ihn zum Wegbereiter der “Unpoesie” prädestiniert. So wird Sprache “im Fortgange der Cultur” von einer “Einheit lebendiger Bezeichnung” zu einer “Sammlung willkürlicher conventioneller Zeichen”. Am weitesten geht dies in der wissenschaftlichen Sprache, die “so viel [als] möglich vom beseelten Hauch zur algebraischen Chiffer herabsinkt” (ebda.).

Diese Tendenz der Sprache – in ihrer Eigenschaft als *Wortsprache* – zum Logos, zum Begriff, und damit eben zur Prosa, kann nun freilich nie völlig die Vorherrschaft gewinnen; die ursprüngliche Poetizität wirkt hier gewissermaßen als “Gegenkraft” in Richtung auf die erläuterte Mittelposition, indem sie den allgemeinen, abstrakten Begriffen die Konkretion individueller Anschauung zurückzugeben sucht (A. W. Schlegel 1801/02: 407–408).

Repoetisierung heißt demzufolge nichts anderes, als der Sprache wieder zu sinnlicher Qualität zu verhelfen. Die konkreten Vorschläge, die Schlegel hierzu unterbreitet, nehmen vor allem in den Blick: den Bereich der Symbolik und Tropik, die Frage nach einem spezifischen Inventar der poetischen Diktion (ausdrücklich behandelt werden Archaismen, Neologismen und Provinzialismen), die Theorie des Wohlklangs (insbesondere Reim und Silbenmaß), die Verwendung von Epitheta und die (Re)motivierung arbiträrer sprachlicher Zeichen durch Rückbesinnung auf etymologische Zusammenhänge (vgl. Bär 1999: 119–139). Ziel der in sich durchaus divergenten Überlegungen ist neben der Stärkung der sinnlichen Qualitäten der Sprache zugleich eine Elitarisierung des Sprachgebrauchs, da Schlegel als prosaisch auch das allgemein Übliche ansieht.

Um die Rede vom allgemeinen Sprachgebrauch abzuheben, macht er, worauf im gegenwärtigen Zusammenhang besonderes Gewicht zu legen ist, auch einige Anmerkungen zum Bereich der Grammatik. Ein Kriterium für <83> Poetizität sind seiner Ansicht nach besondere “Biegungsarten der Wörter” (A. W. Schlegel 1801/02: 406), d. h. Eigentümlichkeiten der Flexion. Hierbei ist wohl vor allem an eine Wiederbelebung veralteter Beugungsformen gedacht, da man in das Flexionssystem einer Sprache im Unterschied zur Lexik nicht ohne weiteres neue Formen einführen kann. Außerdem werden besondere “Wortfügungen” und “Wortstellungen” erwähnt (A. W. Schlegel 1801/02: 406). Beides ist an der zitierten Stelle nicht näher erläutert. Deutet man *Wortfügung* als Wortbildung oder auch als Phrasematik, *Wortstellung* als Syntax, so würde erstere eher zur sprachlichen “Inhaltsseite” tendieren, letztere könnte der “Ausdrucksseite” zugerechnet werden. Zwar wird eine solche Interpretation durch die traditionelle Verwendung der Termini im 18. Jahrhundert nicht gestützt: *Wortfügung* und *Wortstellung* werden meist einfach synonym für ‘Satzbau, Wortfolge im Satz’ gebraucht, und Schlegel stellt keine Ausnahme dar. Andererseits unterscheidet er der Sache nach sehr wohl zwischen Wortbildung und Syntax, und beide Bereiche sind für die Brauchbarkeit einer Sprache zu poetischen Zwecken relevant. “Der *Reichtum* einer Sprache liegt weniger in der Anzahl der vorhandenen Wörter, als in der Fähigkeit, durch Ableitungen und Zusammensetzungen, mit unmittelbaren und verständlichen Wörtern aus eignen Mitteln sich fortzubringen” (A. W. Schlegel 1798/99:28; vgl. auch ders. 1801/02:427); dieser Reichtum kommt der philosophischen, aber eben auch der poetischen Sprache zugute (A. W. Schlegel 1802/03: 547). Vor allem bei der Wortbildung durch Zusammensetzung ist der synthetische Aspekt hervorzuheben: Diese “gewährt nicht bloß den Vortheil einer bedeutenden Kürze, sondern die *Einheit* des Verknüpften wird auch für die Fantasie besser dargestellt” (A. W. Schlegel 1803/04:334; Kursivierung von mir, J. B.).⁵

⁵ Kunsttheoriehistorisch gesehen steht Schlegel mit seinen hier dargestellten Überlegungen in der Tradition A. G. Baumgartens (1714–1762). Nachdem dieser die der Kunst zugrunde liegende sinnliche Anschauung Mitte des 18. Jahrhunderts als *analogon*

<84> Der Gedanke der Repoetisierung, den A. W. Schlegel in seinen frühen Aufsätzen und vor allem in den Jenaer und Berliner Vorlesungen vorträgt und der auch als Resynthesierungsprogramm verstanden werden kann, läßt sich nun auch in den *Observations* von 1818 wiederfinden. Daß der Autor die allgemein philosophischen Bezüge, in deren Rahmen er seine frühromantische Sprachtheorie entworfen hatte, bei seinen späteren, mehr empirisch geprägten philologischen Arbeiten nicht aus den Augen verloren hat, macht er selbst deutlich. So weist er eigens darauf hin, “que l’histoire des langues est celle de l’esprit humain” (A. W. Schlegel 1818: 161). Die geistesgeschichtliche Entwicklung von der ursprünglich-poetischen Synthesis, dem harmonischen Zusammenwirken der menschlichen Gemütskräfte hin zur Vorherrschaft der Ratio und der damit verbundenen analytischen Denkweise sieht Schlegel in der Abfolge der Epochen der klassischen Antike und der seit dem Mittelalter ange-setzten Moderne realisiert, die er nun auch als sprachhistorische Epochen deutlich akzentuiert.⁶

<85> In den synthetischen Sprachen manifestiert sich nach seiner Auffassung eine gleichzeitige Tätigkeit, ein unmittelbarer Antrieb aller Seelenkräfte (“il s’y manifeste une action [...] simultanée, une impulsion [...] immédiate de toutes les facultés de l’âme”; A. W. Schlegel 1818: 169). Dem entspricht die auf innerer, gleichsam organischer Einheit gründende “grande liberté” der synthetischen Sprachen in der Wortstellung, die es dem Dichter erlauben, mit immer neuem Reiz auf die “imagination” und die “sensibilité” seiner Leser bzw. Hörer zu wirken, indem er die Sätze ins Unendliche hin abwandelt und die Wörter mit erlesenem Geschmack ineinanderfließt (“en variant les phrases à l’infini, en entrelaçant les mots avec un gout exquis”; ebda., S. 167), ohne allerdings die Bedürfnisse des Verstandes zu vernachlässigen: “La logique était satisfaite, la clarté assurée par des inflexions sonores et accentées” (ebda.).⁷

rationis gefaßt hatte, gewann sie zunehmend an philosophischer Wertschätzung. Was zuvor die Aufklärungsphilosophie (besonders die Leibniz-Wolffsche Schule, zu der Baumgarten selbst gehörte) als “niedere Erkenntnisart” abqualifizierte, bekam spätestens seit den Anfängen des deutschen Idealismus und der Romantik eine “höhere Würde”, wie es im “Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus” von ca. 1796 heißt, da man das Absolute nicht mehr begrifflich, sondern nur noch symbolisch, also durch eine Verbindung von Geistigem und Sinnlichem, für faßbar hielt. Klarheit oder Deutlichkeit ist nun nicht mehr eine Sache des Verstandes allein, sondern auch der ästhetischen Anschauung, die von der rationalistischen Tradition allenfalls “verworrener Vorstellungen” (*repraesentationum confusarum*) für fähig gehalten wurde. – Bei A. W. <84> Schlegel ist der Topos vom Erkenntniswert der Kunst u. a. im Zusammenhang der Reflexionen über die kompositorische Wortbildung greifbar. Die Zusammensetzung von Signifikanten kann eine neue, möglicherweise unerwartete Perspektive auf Beziehungen zwischen den Signifikanten eröffnen. Dieselbe Grundidee vertreten u. a. Friedrich Schlegel, Novalis und Jean Paul in ihren Theoremen zum romantischen *Witz*. In einer alten, im 18. Jahrhundert noch geläufigen Verwendung dieses Wortes wird darunter ein konnotativ-synthetisches intellektuelles Vermögen verstanden, das unerwartete Analogien zwischen unterschiedlichen Dingen entdeckt oder herstellt und sie dadurch in überraschende Beziehungen setzt. So definiert Jean Paul (1804: 157) den Witz im weiteren Sinne als “das Vergleichen überhaupt”, im engeren Sinne als Fähigkeit, das “Verhältniß der Aehnlichkeit, d. h. partielle Gleichheit, unter größere Ungleichheit versteckt” aufzufinden (ebda.). Novalis versteht den Witz als “Prinzip der Verwandtschaften” (Novalis 1798: 435) und daher als “schöpferisch – er *macht* Ähnlichkeiten” (Novalis 1798/99: 410). Friedrich Schlegel seinerseits formuliert in Anlehnung an sein Verständnis der Chemie als synthetisierender, Mischungsverhältnisse produzierender Kunst, der Witz sei “chemischer [...] Geist” (F. Schlegel 1798: 232), und ein witziger Einfall sei “wie das überraschende Wiedersehen zweier] befreundeter Gedanken nach einer langen Trennung” (ebda. S. 171). Typisch für dieses Witz-Verständnis ist die Wortfügung *kombinatorischer Witz* (F. Schlegel 1800: 268); gemeint ist das “Vermögen, die Ähnlichkeiten zwischen Gegenständen aufzufinden, die sonst sehr unabhängig, verschieden und getrennt sind, und so das Mannigfaltigste, Verschiedenartigste zu Einheit zu verbinden”, ein Vermögen, das man “*kombinatorischen Geist*” nennen kann (F. Schlegel 1804/05: 403).

⁶ “Je pense qu’en comparant le génie de l’antiquité avec l’esprit des temps modernes, on observera une opposition semblable à celle qui existe entre les langues. Les grandes synthèses créatrices sont dues à la plus haute antiquité : l’analyse perfectionnée était réservée aux temps modernes” (A. W. Schlegel 1818: 169). – Dem entsprechend handelt es sich beim Übergang von den synthetischen zu den analytischen Sprachen auch nicht um “Gewalthätigkeit”, sondern <85> um “eine natürliche Neigung des menschlichen Geistes” (A. W. Schlegel 1818/19: 26): Es “offenbart sich [...] in der neueren Welt ein Hang des menschlichen Geistes, von der synthetischen Weise der Urwelt, in Gedanken und Ausdruck, zur analytischen Methode fortzugehen” (ebda., S. 65).

⁷ Eine inhaltlich und auch in den (dort deutschen) Formulierungen weitgehend parallele Stelle findet sich bereits in den Berliner Enzyklopädie-Vorlesungen: Wünschenswert für die Poesie ist demnach eine möglichst große Freiheit der Wortfolge nach dem Vorbild des Lateinischen und Griechischen, wo es “der Deutlichkeit keinen Abbruch thut”, wenn man “das zusammen Gehörige auch ziemlich weit trennt” (A. W. Schlegel 1803/04: 325). Diese Freiheit erlaubt es dem Dichter, “für das Gefühl und die Fantasie [...] noch so manches auszudrücken, was nicht in den bloßen Begriffen liegt” (ebda.), indem er, wie durch Tropik, Reim und Wortbildung, so auch im Satzbau Verknüpfungen herstellt und Auseinanderliegendes aufeinander bezieht: “In der Poesie liegt eben in der Verschlingung eine große Schönheit, indem dadurch ein ganzes Bild aufs innigste vereinigt und gleichsam zu einem einzigen großen Worte gemacht wird” (ebda.). – Ebenfalls parallel die Bonner Vorlesungen über Geschichte der deutschen Sprache und Poesie: “Die synthetischen Sprachen leisten den Forderungen logischer Bestimmtheit und Deutlichkeit schon durch die Flexionen Genüge, und können in der freieren Wortstellung die Einbildungskraft und das Gefühl ganz anders in Anspruch nehmen” (A. W. Schlegel 1818/19: 64).

Die modernen oder analytischen Sprachen können demgegenüber nicht mehr (zumindest nicht mehr in gleicher Weise wie die synthetischen) als organische Kunstwerke verstanden werden⁸, sondern sind “der Logik strenge <86> unterworfen” (A. W. Schlegel 1818/19: 64) bzw. “sévèrement assujetties à la marche logique” (A. W. Schlegel 1818: 168). In ihnen herrscht der Verstand vor (“préside le raisonnement”), der gesondert von den anderen Vermögen (“à part des autres facultés”) arbeitet und infolge dessen (“se rendant [...] mieux compte de ses propres opérations”) seine spezifischen Ziele besser verfolgen kann (ebda., S. 169).

Was die Forderung nach Repoetisierung selbst betrifft, so erhebt Schlegel sie in den *Observations* ohne Zweifel weit weniger explizit als er könnte. Immerhin weist er aber deutlich darauf hin, daß er den alten, also den synthetischen Sprachen gegenüber den modernen, den analytischen den Vorzug gibt: “Je l’avoue, les langues anciennes, sous la plupart des rapports, me paraissent bien supérieures” (ebda., S. 167). Zudem konstatiert er – ganz in Übereinstimmung mit früher geäußerten Ansichten (vgl. Bär 1999: 253–255 und Bär 2000: 214–216) –, daß nicht nur die Entwicklung des menschlichen Geistes Einfluß auf die Entwicklung der Sprache, sondern auch die Entwicklung der Sprache Einfluß auf die Entwicklung des menschlichen Geistes habe: “Le meilleur éloge qu’on puisse faire des langues modernes, c’est qu’elles sont parfaitement adaptées aux besoins actuels de l’esprit humain, dont elles ont, sans aucun doute, modifié la direction.” (Ebda., S. 167). Zieht man nun in Erwägung, daß die Modifikation der synthetischen Sprachen in Richtung auf analytische Strukturen aus Schlegels Sicht in der Hauptsache ein Sprachwandel aufgrund mangelnder Sprachbeherrschung war⁹, und daß <87> er zudem die synthetischen Strukturen als dem menschlichen Geiste angemessener betrachtet (vgl. Anm. 8), so kann kein Zweifel daran bestehen, daß die “aktuellen Bedrüfnisse” des menschlichen Geistes aus Sicht des Autors nicht den Gipfelpunkt von dessen Entwicklung darstellen, sondern allenfalls eine Durchgangsstation, und auch die Implikation der Sätze, mit denen er die *Observations* beschließt (A. W. Schlegel 1818: 209), kann kaum mißverstanden werden: In einer Epoche, in der alle Geister auf neue Ideen ausgerichtet seien (“où tous les esprits sont tournés vers des nouvelles idées”), sei es vielleicht besonders nützlich (“particulièrement utile”), die Erinnerung an eine schon weit zurückliegende Vergangenheit wiederzubeleben (“réveiller le souvenir d’un passé déjà éloigné”). Das sicherste Mittel, keinen Nutzen aus der Geschichte zu ziehen, sei, ihr feindselig gegenüberzutreten (“porter un esprit d’hostilité”). Wenn man seine Vorfahren verachte, solle man sich in acht nehmen, dass es einem die Nachwelt nicht heimzahle (“Si nous dédaignons nos ancêtres, prenons garde que la postérité ne nous le rende”).

5. Fazit

Es zeigt sich, daß die Konzepte von Synthese und Analyse beim Fachgelehrten und Universitätsprofessor Schlegel von 1818 immer noch die gleichen sind, wie sie der jugendliche Literaturkritiker Schlegel – der ja allerdings, was oft übersehen wird, auch schon Fachgelehrter und Universitätsprofessor war – um 1800 vertreten hat. Die *Observations* haben die vor dem Hintergrund des frühromantischen Weltbildes (am Anfang der Geschichte bzw. in

⁸ Immerhin bezeichnet A. W. Schlegel (1818: 159) die flektierenden Sprachen insgesamt, also auch die analytischen Sprachen als “une espèce d’organisme”, weil er in ihnen ein lebendiges Prinzip der Entwicklung und Vermehrung erkennt, das ein reiches und fruchtbares Wachstum zur Folge hat (“parce qu’elles renferment un principe vital de développement et d’accroissement, et qu’elles ont seules, si je puis m’exprimer ainsi, une végétation abondante et féconde”; ebda.). Im Hintergrund steht hier Friedrich Schlegels Unterscheidung von “organischen” und <86> “mechanischen” Sprachen, auf die sich sein Bruder ausdrücklich bezieht (A. W. Schlegel 1818/19: 25), und in der bereits alle wesentlichen Topoi präformiert sind. Eine “organische” Sprache wird “durch Flexionen oder innre Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen seinen Bedeutungen ramifiziert, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt [...], wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt” (F. Schlegel 1808: 149; vgl. auch Bär 1999: 212–213). – Obgleich nun die analytischen Sprachen für A. W. Schlegel zu den organischen zählen, schreibt er den synthetischen Sprachen die größere Natürlichkeit zu: Er führt an (A. W. Schlegel 1818: 168), daß taubstumme Kinder, die den Gebrauch von Zeichen der logischen Ordnung gemäß gelernt hatten, sich selbst überlassen diese in anderer Weise, nämlich mit kühnen Inversionen anordneten (“ils font les inversions les plus hardies”), die dem lateinischen Satzbau ähnelten. Die Inversionen, so Schlegels Konklusion, sind also nicht lediglich rhetorischer Zierrat (“ornements de rhétorique”), sondern der ursprünglichen Natur des menschlichen Geistes gemäß.

⁹ Der Übergang vom synthetischen zum analytischen Bau erfolgt dann, wenn eine Sprache nicht durch eine die Grundlage der nationalen Bildungstradition darstellende Literatur fixiert ist (A. W. Schlegel 1818: 161–162; ders. 1818/19: 25 u. 66); bei den romanischen Sprachen und <87> beim Englischen kommt zusätzlich die durch Eroberung und Fremdherrschaft bedingte Sprachmischung hinzu. Aufgrund der Themenstellung seines Aufsatzes von 1818 widmet sich der Autor besonders den romanischen Sprachen; hier konstatiert er eine allgemeine Unfähigkeit der barbarischen Eroberer der Völkerwanderungszeit, das in den weströmischen Provinzen gesprochene Latein korrekt zu erlernen; “surtout ils ne savaient pas manier ces inflexions savantes, sur lesquelles repose toute la construction latine” (ebda., S. 166). Die eingessene Bevölkerung habe dann, dadurch dass sie ihre Sprache schlecht gesprochen hörte, ihrerseits die Regeln vergessen und die Redeweise ihrer neuen Herren nachgeahmt (ebda.).

ihrer erste Phase herrscht eine harmonische Einheit der Seelenkräfte, die dann in der zweiten Phase durch die einseitige Betonung des Verstandes zerstört wird und in der noch ausstehenden dritten Phase auf höherer Ebene wiederhergestellt werden soll) entwickelte Vorstellung von der Repoetisierung der Sprache beibehalten. Der Aufsatz bringt nicht einmal thematisch etwas prinzipiell Neues, denn in seine Überlegungen zur prakti<88>schon Durchführung des Repoetisierungsprogramms bezieht Schlegel auch in der Zeit um 1800 bereits den Bereich der Grammatik mit ein. Obwohl er in dieser Zeit gerade erste Anläufe zu einer empirisch-philologischen Beschäftigung mit den indoeuropäischen Sprachen unternimmt und sich insbesondere auf dem Gebiet der historisch-vergleichenden Grammatik noch wenig auskennt, zeigt sich – gewissermaßen ahnungsweise – bereits die Richtung, die er in späteren Jahren einschlägt. Die Kontinuität ist vor allem dadurch gewährleistet, daß der Autor alle neu gewonnenen Erkenntnisse sehr konsequent in altvertraute Denk- und Wertungsmuster einpaßt.

Daher zielt auch die Unterscheidung von synthetischen und analytischen Sprachen nicht eigentlich auf eine allgemeine Sprachtypologie (wenn er eine solche entworfen hat, dann allenfalls als 'Nebenprodukt', das dann allerdings wissenschaftsgeschichtlich gesehen ein Eigenleben entwickelt hat), sondern auf eine bewertende Charakterisierung. Sie impliziert den Versuch, eine Sprache (wieder) besser zu machen als sie ist: Durch wissenschaftlichen Sprachvergleich soll "die Philologie immer mehr zur Kunst werden, und auch die Ausbildung der lebenden Sprachen kunstmäßiger fortschreiten können" (A. W. Schlegel 1803: 203–204).

Mit dieser aktiv sprachpflegerischen Philologieauffassung unterscheidet sich Schlegel deutlich von seinem Zeitgenossen Wilhelm von Humboldt (1767–1835). Dessen Synthesekonzept ist ein anderes; für ihn ist nicht eine Sprache synthetisch, sondern das Sprach*studium*, das in letzter Konsequenz die Absicht verfolgt, "die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen grossen, nahe verbrüdernten Stamm zu behandeln" (Humboldt 1827–29: 114). Dies kann es durch den Erweis leisten, "dass die Sprache eigentlich nur Eine, und es nur diese eine menschliche Sprache ist, die sich in den zahllosen des Erdbodens verschieden offenbart" (ebda., S. 112). Aus eben diesem Grund nennt Humboldt die von ihm konzipierte Wissenschaft nicht *Sprachenkunde*, sondern *Sprachkunde*. Der Singular soll die Wesenseinheit der Sprache in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungsformen andeuten (ebda., S. 111).

Solcher Ideale ist theoretisch auch Schlegel fähig. Auch für ihn steht das Studium der Sprachen im Dienste der Vermittlung unterschiedlicher Ausdrucks- und Erscheinungsformen des einen und selben menschlichen Geistes:

<89> Wenn immer die Einheit etwas höheres ist als die Trennung und Entgegensetzung, so ist es unstreitig eine von den dem menschlichen Geiste vorliegenden Aufgaben, daß alle verschiednen Darstellungsarten desselben in verschiednen Idiomen sich in einander müssen auflösen lassen, und gleichsam ein grammatischer Kosmopolitismus gestiftet werden soll. (A. W. Schlegel 1803–04: 337.)

Die Beschäftigung mit fremden Sprachen ist "auf nichts geringeres angelegt, als die Vorzüge der verschiedensten Nationalitäten zu vereinigen, sich in alle hineinzuwenden und hineinzufühlen, und so einen kosmopolitischen Mittelpunkt für den menschlichen Geist zu stiften" (ebda., S. 336) – für Schlegel ebenso wie für Humboldt (vgl. Di Cesare 1996: 183–184) eine nie abzuschließende, ins Unendliche hin offene hermeneutische Aufgabe.

Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Autoren ist aber der, daß Schlegel in überlieferten Wertmustern seiner frühromantischen Weltsicht befangen bleibt und daher eine Superiorität der antiken bzw. synthetischen Sprachen postuliert (1818: 167). Die analytischen Sprachen sind für ihn depravierte synthetische, die es zu resynthetisieren (das heißt: zu repoetisieren) gilt. Das in diesem Zusammenhang angemessene Stichwort ist "Spracharbeit" (vgl. Bär 1999: 236–239).

Humboldt verfolgt das Konzept, die Einheit in der Mannigfaltigkeit festzustellen, insofern konsequenter, als er zwar jeder Sprache andere Qualitäten, aber doch prinzipiell jeder gleichen Wert zugesteht. Daher ist der mit Wandel des Flexionssystems einhergehende Übergang von antiken zu modernen Sprachen für ihn kein Anlaß des Bedauerns:

Wenn ich hier von Verwirrung der Formen, Vergessenheit ihrer Bedeutung sprach, so geschah dies nur in Vergleichung mit der älteren Sprache und um auf die Art des Ueberganges aufmerksam zu machen. Es versteht sich von selbst, dass die neue Sprache ihre eigne Analogie hat, und in dieser wieder durch die ihr eigenthümliche Consequenz ein Ganzes bildet. [...] Jene Verwirrung könnte nur dann einen Vorwurf gegen sie bilden, wenn sie schlechterdings zur alten zurückkehren sollte. Wie man in ihr eine neue, und sich als solche entwickelnde sieht, fällt der Vorwurf hinweg. (Humboldt 1827–29: 256.)

Humboldt verspürt nicht den Wunsch, Sprachen zu verbessern, sondern die Neigung, sie in ihren jeweiligen Eigenarten zu studieren. Will man die Unterschiedlichkeit der Ansätze auf den Punkt bringen, so läßt sich dies mit der Antithese "Sprachbildung" (Schlegel) und "Hermeneutik" (Humboldt) tun.

Jochen A. Bär
Universität Heidelberg
Germanistisches Seminar
Hauptstraße 207–209
D-69117 Heidelberg
Deutschland
e-mail: baer@uni-hd.de

LITERATUR

- Bär, Jochen A. 1999. *Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang.* (= *Studia Linguistica Germanica*, 50.) Berlin & New York: W. de Gruyter.
- Bär, Jochen A. 2000. "Nation und Sprache in der Sicht romantischer Schriftsteller und Sprachtheoretiker." *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart* hrsg. v. Andreas Gardt, 199–228. Berlin & New York: W. de Gruyter.
- Behler, Ernst 1986. "Der Antagonismus von Weimarer Klassik und Jenaer Frühromantik". *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985* hrsg. v. Albrecht Schöne. 8.167–175. Tübingen: M. Niemeyer.
- Coseriu, Eugenio. 1970. "Adam Smith und die Anfänge der Sprachtypologie". *Adam Smith. A Dissertation on the Origin and formation of language.* Hrsg. v. Gunter Narr, 15–25. (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik*, 3.) Tübingen.
- Di Cesare, Donatella. 1996. "Individualität der Sprache und Verstehen des Anderen. Humboldts dialogische Hermeneutik". *Internationale Zeitschrift für Philosophie* 2.160–184.
- Humboldt, Wilhelm von. 1827–29. "Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus". *Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften*. 1.6.111–303. Berlin: B. Behr, 1907.
- Jean Paul [= Johann Paul Friedrich Richter]. 1804. "Vorschule der Aesthetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit." *Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe* hrsg. v. Eduard Berend, 1.11. Weimar: Böhlau, 1935.
- Monreal-Wickert, Irene. 1977. *Die Sprachforschung der Aufklärung im Spiegel der großen französischen Enzyklopädie.* (= *Lingua et Traditio*, 3.) Tübingen: G. Narr.
- <91> Novalis [= Friedrich von Hardenberg]. 1798. "Blüthenstaub." *Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs* hrsg. v. Paul Kluckhohn/Richard Samuel, 2.413–463. Stuttgart, Berlin, Köln & Mainz: W. Kohlhammer, ³1981.
- Novalis. 1798/99. "Das Allgemeine Brouillon." *Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs* hrsg. v. Paul Kluckhohn/Richard Samuel, 3. 205–478. Stuttgart, Berlin, Köln & Mainz: W. Kohlhammer, ³1983.
- Roelcke, Thorsten. 1997. *Sprachtypologie des Deutschen. Historische, regionale und funktionale Variation.* Berlin & New York: W. de Gruyter.
- Romaschko, Sergej A. 1991. "Sprachwissenschaft, Ästhetik und Naturforschung der Goethe-Zeit. Theorie und Empirie im Ursprung der vergleichenden Grammatik". *Historiographica Linguistica* 18.301–320.
- Schlegel, August Wilhelm. 1795/96. "Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache." *August Wilhelm von Schlegel's sämtliche Werke* hrsg. v. Eduard Böcking, 7.98–154. Leipzig: Weidmann, 1846. (Nachdr., Hildesheim & New York: G. Olms, 1971.)
- Schlegel, August Wilhelm. 1798/99. "Vorlesungen über philosophische Kunstlehre". *August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen* hrsg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles, 1.1–177. Paderborn, München, Wien & Zürich: F. Schöningh, 1989.
- Schlegel, August Wilhelm. 1801/02. "Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Erster Teil: Die Kunstlehre". *August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen* hrsg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles, 1.181–472. Paderborn, München, Wien & Zürich: F. Schöningh, 1989.
- Schlegel, August Wilhelm. 1803. "Ankündigung. Sprachlehre von A. F. Bernhardi. 1. Th. Berlin 1801. 2. Th. 1803". *Europa: Eine Zeitschrift* hrsg. v. F. Schlegel, 2.193–204.
- Schlegel, August Wilhelm. 1803/04. "Vorlesungen über Enzyklopädie der Wissenschaften". *August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen* hrsg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles, 3.1–373. Paderborn, München, Wien & Zürich: F. Schöningh, demnächst.
- Schlegel, August Wilhelm. 1808. "Die deutschen Mundarten". *August Wilhelm von Schlegel's sämtliche Werke* hrsg. v. Eduard Böcking, 8.161–165. Leipzig: Weidmann, 1846. (Nachdr., Hildesheim & New York: G. Olms, 1971.)
- Schlegel, August Wilhelm. 1818. "Observations sur la Langue et la Littérature Provençales". *Œuvres de M. Auguste-Guillaume de Schlegel, écrites en Français* hrsg. v. Eduard Böcking, 2.149–250. Leipzig: Weidmann, 1846. (Nachdr., Hildesheim & New York: G. Olms, 1972.)
- <92> Schlegel, August Wilhelm. 1818/19. *Geschichte der deutschen Sprache und Poesie* hrsg. v. Josef Körner. (= *Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts*, 147.) Berlin : B. Behr 1913.
- Schlegel, Friedrich. 1795/97. "Über das Studium der Griechischen Poesie". *KFSA* (= F. Schlegel 1958–), 1.217–367.
- Schlegel, Friedrich. 1797a. "Kritische Fragmente". *KFSA* (= F. Schlegel 1958–), 2.147–163.
- Schlegel, Friedrich. 1797b. "Zur Philologie II". *KFSA* (= F. Schlegel 1958–), 16.57–81.
- Schlegel, Friedrich. 1797c. "Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das Klassische Alterthum. [Vorrede]". *KFSA* (= F. Schlegel 1958–), 1.205–216.
- Schlegel, Friedrich. 1798. "Fragmente". *KFSA* (= F. Schlegel 1958–), 2.165–255.

- Schlegel, Friedrich. 1800. "Ideen". *KFSA* (= F. Schlegel 1958–), 2.256–272.
- Schlegel, Friedrich. 1804/05. "Die Entwicklung der Philosophie in zwölf Büchern. 1.–5. Buch." *KFSA* (= F. Schlegel 1958–), 12.107–480.
- Schlegel, Friedrich. 1805–1806. "Propädeutik und Logik". *KFSA* (= F. Schlegel 1958–), 13.177–384.
- Schlegel, Friedrich. 1808. "Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde [...]. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte." *KFSA* (= F. Schlegel 1958–), 8.105–433.
- Schlegel, Friedrich. 1958–. *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe* hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. München – Paderborn – Wien – Zürich: F. Schöningh.